

*Martin Lätzel: Was Dichter glauben. Gespräche über Gott und Literatur* (Friedrich Wittig Verlag: Kiel 2011)

1985 und 1992 hatte *Karl-Josef Kuschel* zwei Bücher vorgelegt, in denen er sich mit den wichtigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern dieser Zeit über Religion und Gott unterhielt: „Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen“. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur“ und „Ich glaube nicht, dass ich Atheist bin“. Neue Gespräche über Religion und Literatur“. Bis heute sind diese beiden Bände Grundlagenwerke in der Erschließung von - über Gespräche erschlossenen - Aussagen von zeitgenössischen deutschsprachigen SchriftstellerInnen über die Beziehung von Religion und Literatur.

Ganz aktuell legt nun der Kieler Theologe Martin Lätzel einen Folgeband vor, in dem er (ungenannt) die Idee Kuschels in die Gegenwart weiterführt. Auch er hat Gespräche mit SchriftstellerInnen der Gegenwart geführt - 18 an der Zahl -, in denen es zentral um das Schreiben allgemein, vor allem aber um Religion und Gott geht. Drei der Gesprächspartner standen schon Kuschel zur Verfügung: Peter Härtling, Ulla Hahn und Günter Kunert. Interessant wird daher ein Vergleich gerade dieser Gespräche, die im Abstand von Jahrzehnten entstanden. Wo Kuschel eher gleichberechtigte Gespräche suchte und dafür Platz und Raum ließ, beschränkt sich Lätzel auf die Rolle des Fragenden, dem auch nur ein viel enger bemessener Spielraum für die Gespräche - und deren Abdruck - bleibt.

Das Panorama der übrigen 15 Gesprächspartner ist weit gesteckt, sie werden jeweils im Blick auf Biographie und Werk knapp skizziert: Zsuzsa Bánk, John von Düffel, Willy Fährmann, Wilhelm Genazino, Erwin Grosche, Edgar Hilsenrath, Frido Mann, Eva Menasse, Jutta Richter, Rafik Schami, Ingo Schulze, Burkhard Spinnen, Hans-Ulrich Treichel, Feridun Zaimoglu, Juli Zeh. Entsprechend breit ist das biographische und werkgeschichtliche Gesamtbild: da stehen Autoren evangelischer Provenienz neben Katholiken, Schriftsteller mit jüdischen Wurzeln neben Muslimen, Migranten neben seit Generationen in Deutschland fest Verwurzelten, Kinderbuchautoren neben Verfassern von Erwachsenenliteratur; da stehen Gläubige neben Zweifelnden, praktizierende Christen neben aus der Kirche Ausgetretenen oder Atheisten; da stehen arrivierte Autoren von internationalem Rang neben Nachwuchsschriftstellern.

Zwei Grundzüge lassen sich aus fast allen Gesprächen heraus ziehen. Zum einen zeigt sich durchaus ein Interesse an Religion, eine Neugier auf die Fragestellungen, die Religion und Literatur verbinden. Zum anderen findet sich aber eine deutliche Absage an alle Versuche eindeutiger Charakterisierungen und Systematisierungen: ‚christliche Literatur‘ will man auf keinen Fall schreiben, als ‚religiöser Autor‘ will man sich nicht vereinnahmen (und abstem-peln) lassen.

Immer wieder stößt man in den einzelnen Gesprächen auf bemerkenswerte Aussagen: „Ich will nicht, dass es Gott nicht gibt“ (S. 17), erklärt etwa die gebürtige Ungarin *Zsuzsa Bánk*, seit langem in Deutschland Zuhause. Fasziniert zeigt sich *John von Düffel* vor allem von der Bibel, die „von einer unglaublichen Sprachkraft“ ist, die dafür sorgt, „dass diese Geschichten ihre Wirkung haben“ (S. 20). *Ulla Hahn* plädiert vehement dafür, dass das „Wort Gottes nicht“ (S. 51) trivialisiert werden darf. *Eva Menasse* reflektiert selbstkritisch: „Meine Moralbegriffe stammen vermutlich direkt aus der christlich-jüdischen Ethik“, nimmt aber für sich in Anspruch: „ich komme aber bestens ohne Gott aus.“ (S. 86) *Rafik Schami* hebt darauf ab, dass seine Familie „aramäisch“ spricht, also „die Sprache Jesu“ (S. 95). *Ingo Schulze* liest „die Bibel als großartige Literatur“ und möchte „auf die Geschichten nicht verzichten“ (S. 105). *Burkhard Spinnen* bekennt offen praktizierender Katholik zu sein, ja, als „Lektor bei Gottesdiensten“ (S. 110) aktiv zu sein. *Hans-Ulrich Treichel* hingegen gibt zu, zwar „bewusst nie aus der Kirche ausgetreten“ zu sein - in seinem Fall aus der evangelischen -, fügt aber an: „gehe aber auch nicht hin“ (S. 123). Augenzwinkernd bezeichnet sich schließlich *Feridun Zaimoglu* als den „Heidenmoslem auf der letzten Bank“ (S. 125).

Solche und zahlreiche weitere Funde machen das Buch zu einer zugleich vergnüglichen wie interessanten Lektüre. Gewiss haben Selbstaussagen von SchriftstellerInnen nur einen begrenzten und ganz eigenen Aussagewert, gleichwohl wird man bei künftigen theologisch-literarischen Arbeiten künftig immer wieder auf dieses unbedingt empfehlenswerte Buch zurückgreifen.

Vier Wünsche bleiben unerfüllt: Drei der Gespräche wurden bereits in Zeitschriften abgedruckt, es fehlt jedoch der Hinweis auf den jeweiligen Ort des Erstdrucks. Genau so vermisst man Hinweise auf den Zeitpunkt, an dem die Gespräche stattfanden - über die sich einige Kontexte und Anspielungen möglicherweise noch leichter nachvollziehen ließen. Schließlich wäre ein zusammenfassender Ausblick spannend gewesen, in dem der taktvolle Gesprächsleiter Lätzel seine Eindrücke und Ergebnisse dieser Gespräche selbst noch einmal zusammenfasst und kommentiert hätte. In einer solchen Bündelung hätten dann auch Anbindungen an das Forschungsfeld oder an die Vorbildbände von Kuschel ihren Platz finden können. - Aber auch so bleibt der Band eine substantielle Bereicherung des Forschungsfeldes von Theologie und deutschsprachiger Gegenwartsliteratur.